



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte

Pott, August Friedrich

Lemgo [u.a.], 1856

Nothwendigkeit und Erfreuendes der Mannichfaltigkeit. Unerfreulich die
bloße Schrift-Verschiedenheit, Alphabetischer Congreß.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15667

nicht; es ist mehr als gewiß, daß auch ohne Oesterreichs Widerspruch wir andern Deutschen einer geographischen Bemerkung zu Gefallen uns einhunderttausend Stammgenossen nun und nimmer hätten nehmen lassen“ u. s. w.

Der Mensch ist „Bürger zweier Welten“; als solcher kein Sklav der Natur. Ueber der Natur steht der Mensch — mit seiner, ihm die Herrschergewalt verleihenden Denkkraft und Freiheit. Deshalb braucht er nicht sich stets und unter allen Umständen an die reinen und unmittelbar gegebenen Naturverhältnisse zu binden, sie ungetrübt und unverändert zu belassen. Vielmehr, obschon ein *naturae convenienter vivere* innerhalb gewisser moralischer sowohl als physischer Schranken ihm geboten bleibt, kann und soll er nicht immer sich der Natur, sondern die Natur sich unterwerfen, sie beherrschen, etwas Anderes, Würdevolleres, Geistigeres aus ihr machen, so etwa wie die Kunst mit ihren Schöpfungen, im Ringen mit der Natur um den Preis, sich ihr anschniegender dennoch, eben als kein imitatorisches *servum pecus*, über sie hinaus gehen muß. Der Mensch, weil nicht Stein, nicht Pflanze, nicht Thier, oder wenn auch Thier, doch zugleich mehr als Thier, und auf Erden nicht nur das freieste, ich sollte sagen das allein freie Naturobject soll, in Gemäßheit mit einem höheren, über ihm waltenden Willen, gerade, — „das ist's ja was ihn zieret und dazu ward ihm der Verstand“ — diese seine Freiheit in vielseitigster Ausbeutung der Natur dazu benutzen, nicht nur mit ihren, oft erst mühsam ihr abgerungenen Gaben sein physisches Leben zu erhalten und verschönern, sondern auch aus ihr seinen Geist zu bereichern und die Tiefe seines Wesens noch mehr auszutiefen und auszuweiten.

Schon im Sprichwort verlangt man nach erfreuender Abwechslung, und in der That, von wie tödtlicher Ermüdung — die Einerleiheit! Den Vorwurf ladet die Natur selten auf sich, sie, welche in mannichfaltigster Fülle von Entwicklung in Farbe, Gestalt und Bestimmung eine bis auf's Aeußerste erfindungsreiche Schöpferin. Vgl. oben S. 26.

Man hat wohl mitunter auf die sprachlichen Zerklüftungen der Völker, als ein Hemmiß allgemeinerer Culturverbreitung, gescholten.

Auf die Verschiedenheit der Schrift, als einer rein menschlichen Erfindung, würde ein besser begründeter Tadel fallen. Denn die Schrift trägt unendlich mehr als die Sprache das Gepräge der Zufälligkeit und Willkür an sich, und hat überdem nur die allerdings an sich für Ausbildung des Geistes sehr wichtige Fixirung des in Worte gefaßten Gedankens zum Zwecke, eine Festhaltung flüchtiger für Mund und Ohr bestimmter Hauche und Laute und ein Versetzen derselben mittelst der Gestaltung in das dauerhaftere Bereich des Gesichtsinnes. Schrift ist eine bloße Vermittelung aus

zweiter Hand, und die schriftlichen Vermittelungs-Weisen über das Inventar von Laut-Charakteren hinaus, was in den verschiedenen Sprachen, den nationalen oder mundartlichen timbre außer Acht gelassen, doch immer überwiegend mehr Gleichheit zeigt als Verschiedenheit, zu vermehren, kann da, wo nicht aus historischen Gründen besondere und eigenthümliche Schreibmethoden sich im Gebrauche festsetzten, weit gefehlt Vortheile zu gewähren, nur, wegen unnützer Erschwerung, nachtheilige Folgen haben *). Auf die bloße Form

*) Mit gutem Grunde ließ daher Koelle (Vei Gramm. p. 15.) das von einem Neger, Namens Momoru Doalu Bukere (Englisch Muhammed Doalu Gunwar) oder Doalu Gburomo (Engl. Doalu, the Bookman) für das Bei in unserem Jbh. erfundene und unter dem Beistande von Verwandten bei seinen Landsleuten in Umlauf gesetzte Alphabet wieder fallen. Sonst ist die Erzählung, wie dieser Neger nach langem Nachdenken endlich im Traume, und gleichsam durch eine göttliche Offenbarung, auf das Alphabet, oder eig. das Syllabar, für seine Muttersprache verfiel — die einzige Negersprache, die je zu einer eignen Schrift gelangte! — für uns vom höchsten psychologischen Interesse, um so mehr, wenn man die von Hrn. Koelle im Appendix über die Erfindung und Natur jenes Bei-Alphabetes mitgetheilten Nachrichten mit seinem amerikanischen Gegenstücke, der Erfindung einer Tschiroki-Schrift durch den Indianer Sequoyah, vergleichend zusammenhält, wovon z. B. in der Dame Talvj Büchlehen: Ueber die Indianischen Sprachen Amerika's S. 38 fg. ausführlicher die Rede ist. Es beweisen diese beiden, wenn auch durch das Beispiel der Weißen angeregt, doch in sich selbständigen und unabhängigen Erfindungen, wie unendlich schwere Aufgaben zu lösen, dem Geiste sogenannter Wilder möglich ist. Die Werke dieser beiden Thaaube sind beide syllabarer Art, das des Amerikaners von 86, das Afrikanische von über 200 Charakteren. Ein Umstand, der mit zum Beweise dienen kann, daß die Buchstabenschrift, weit entfernt den Anfang der Schrift-Erfindung zu bezeichnen, gegentheils, weil sie die feinste Analyse „letzter Hand“ erfordert, vielmehr für deren vollendetsten und letzten Gipfelpunkt gelten muß. Mühsam, auf einem manchen Jahrhundert durchmessenden Wege, ist die Schrift emporgeklommen von der Zeichnung der Dinge aus durch Wort- und Sylben-Schrift hindurch bis zur eigentlichen, d. h. der Buchstaben-Schrift. Vgl. Steintal, die Entwicklung der Schrift. Berl. 1852. — Wer sich eine Einsicht in die nicht kleine Menge der bei den verschiedenen Völkern üblichen Schriftarten im Ueberblicke verschaffen will, der wird, außer z. B. „Proben aus der Schriftgießerei, Stereotypengießerei und Buchdruckerei von Friedr. Nies in Leipz. Erstes Heft 1835.“, am besten dazu folgendes Werk benutzen: „Sprachhalle. Das Vaterunser in mehr als sechshundert Sprachen und Mundarten, typometrisch aufgestellt und herausg. von Alois Auer. I. Abth. Wien 1844. gr. Querfol. (7 Tabellen, außer 1 Blatt mit Titeltupfer und 1 Widmungsblatt). II. Abth. (außer 1 Blatt mit Titeltupfer 7 Bl. gr. Querfol.). Das Vaterunser in 206 Sprachen und Mundarten mit Original-Typen. 1847.“ (s. meine Anz. A. L. Z. 1848. Juli Nr. 158 fg.) Die Wiener Staatsdruckerei nämlich, welcher Auer vorsteht, hat bis jetzt den reichsten Schatz von Typen für die verschiedensten Sprachen.

der Schriftzeichen kann höchstens in so fern etwas ankommen, daß sie technisch keine allzugroße Schwierigkeit machen, und nicht durch Unschönheit das Auge beleidigen. Im Uebrigen ist die Gestalt, wenn nicht diese zugleich auf die physiologische Lautähnlichkeit Rücksicht nimmt, etwas rein Willkürliches und deshalb Gleichgültiges.

Daher dann, nach mehreren anderen Bemühungen zu Aufstellung eines möglichst allgemeinen und gemeinsamen Alphabets für alle Sprachen, neuerdings der unter des Hrn. Ritters Bunsen Vorsitz im Januar 1854. zu London abgehaltene **Alphabetical Congress**, welcher sich, namentlich zunächst für den praktischen Gebrauch beim Druck von Büchern, welche unter Leitung von Missions- und Bibel-Anstalten erscheinen, Auffindung und Einführung eines paßlichen Schreibsystems von festem und möglichst auf alle Sprachen anwendbaren Charakter zum Ziel setzte. Völker, bis jetzt ohne Schrift geblieben, bieten in so fern noch vollkommen *tabula rasa* dar; und es ist gut, daß man die Einführung von schriftlichen Darstellungs-Methoden ihrer Idiome nicht mehr der bloßen Willkür dieser oder jener europäischen Nation, dieses oder jenes Einzelnen, z. B. unter den Missionaren, überlassen zu können einzieht. Aber nicht bloß das universelle Streben nach Ausbreitung des Christenthums über alle Völker, ich meine das Missionswesen; auch, namentlich wo es sich um die Transcription fremder Eigennamen handelt, Geographie und Geschichte; rufen aber natürlich noch voraus die Linguistik selber haben das lebendigste Interesse an Einführung eines katholischen Alphabets, womit ich sagen will: eines Alphabets, an welches man als eine der Hauptforderungen die stellen muß, von sectirerischem Particularismus nach Kräften sich frei zu halten in Schreib-Besonderheiten Einzelner wie ganzer Nationen. Selbst auch der vollliche Egoismus im Schreiben (Beispiels halber etwa des Deutschen oder Italieners, des Russen oder Franzosen, oder, der unbequemste von allen, des Engländers je nach ihren einheimischen Systemen), muß im Interesse der Allgemeinheit, so weit sich eingewurzelte Gewohnheiten ohne zu großen Nachtheil anderweiter Art beseitigen lassen, bekämpft und eingeschränkt werden. Der allgemeinen, zumal comparativen Sprachwissenschaft liegt begreiflicher Weise außerordentlich daran, jedesmal denselben Laut, in welcher der unendlich vielen Sprachen der Erde er vorkomme, oder verschiedene in ihrer Abweichung, sogleich auf den ersten Blick hin als das, was sie sind, nicht was sie oft bloß scheinen, zu erkennen, ohne, wie jetzt so oft, genöthigt zu sein, entweder jenen unter einer sehr mannichfaltigen Maske (z. B. Deutsch *tsch*, Engl. und Span. *ch*, It. *ci*, Poln. *cz*, Böhm. *č*, Russ. *Ч* u. s. w.), oder letztere unter der gleichen (z. B. *j*, der Gleichheit des Zeichens ungeachtet, von vierfacher Aussprache z. B. je im Deutschen, Französischen, Spanischen und Englischen) hervorlangen und sich zu klarer

✓ Erkenntniß bringen zu müssen. Für den gleichen Laut keine Viel-
zeichigkeit, noch Einzeichigkeit für verschiedene, sondern: Gleicher
Laut gleiches Zeichen, und umgekehrt, das muß die Lösung
sein, will sich der Linguist über die Lautidentität ohne Verwirrung
und mit sicher treffender Kürze verständigen. Für ihn eine Noth-
wendigkeit, wie technisch begrenzte termini (frz. termes, buchstäblich
Grenzen, vgl. auch ὄρος Abgrenzung oder Bestimmung eines Be-
griffs, lat. definitio) in Handwerk, Kunst und Wissenschaft über-
haupt, und namentlich wie für den Naturforscher, im Gegensatz zu
der Plage synonymmer Vielnamigkeit, die Wohlthat fester zweitheili-
ger Benennungen für denselben Naturkörper (zu dem Ende selbst
in der einen lateinischen Gelehrtensprache). Dieser gewinnt z. B.
aus Beobachtung von Individuen derselben Art den abgezogenen
Begriff der Art; aber, diesen Begriff einmal richtig festgestellt,
mißt und bestimmt er auch wieder rückwärts an ihm, gleichwie man
Maasse und Gewichte nach Normalmaassen regelt, die ihm vorkom-
menden Einzel-Exemplare. Schlimm z. B. für einen Mineralogen
oder Chemiker, der nicht die Mineralien an sich und je in ihren
verschiedenen Verbindungen und Veränderungen, jener mehr nach
äußeren Merkmalen, letzterer zugleich nach deren chemischen Eigen-
schaften oder Bestandtheilen, also nach einer Erforschung ihrer In-
nerlichkeit, zu unterscheiden wüßte. Oder wohin gerieth der
Chemiker, falls er z. B. auch nur die Bezeichnungen für einzelne
Elemente und Stoicheia irrthümlich vermengte?

Wie aber, wenn der Sprachforscher besondere Laute als
die Elemente in seiner Sphäre vorbekommt und sie nicht nach
Identität oder Verschiedenheit scharf zu sondern, in ihrer gan-
zen Bestimmtheit zu erfassen und diese Bestimmtheit anderen faß-
bar mitzutheilen, die Mittel besitzt? Für ihn aber kommt es in
Betreff der Laute 1) auf deren leiblichen Werth an, d. h. ich muß,
wofern ich auch nicht wissen sollte, wie ein gewisser Laut physiolo-
gisch zu Stande kommt (vgl. z. B. neuerdings die schöne Abh.
System der Sprachlaute von R. Heyse in Höfer's Ztschr.
IV. 1.), ihn doch sowohl seinem Eindrücke nach im Ohre streng
von andern zu unterscheiden und auch, wo möglich, selber mit mei-
nen Sprachwerkzeugen genau wiederzugeben im Stande sein. Mit
bloßen Beschreibungen eines Lautes auf dem Papiere, da sie
selten bestimmt genug sind, um nach ihnen das Wesen des Lautes
in der Nachahmung mit Sicherheit treffen zu können, ist in der
Regel wenig geholfen. Schon das Ohr, welches ihm zuvor unbe-
kannte Sprach-Laute einem Kundigen abhören will, ist, ohne ge-
nügend aufpassende Controle eben abseiten des Kundigen, Täuschun-
gen zu leicht ausgesetzt; wie viel mehr der Mund, welcher einen nur
theoretisch, vielleicht nicht einmal richtig, beschriebenen Laut in prak-
tische Wirklichkeit umzusetzen versucht! Es geht damit nur um

1)
Nico

Weniges besser, als mit Beschreibung von Farben. In der Seele des Blindgeborenen, dem ich auch sogar dies erst begreiflich machen müßte, was Sehen überhaupt sei, ließe sich höchstens durch Analogieen, die man anderen Sinnen abborgte, wie z. B. schreiende, schrille, helle, dunkle Töne und Farben, von der Natur dieser oder jener Hauptfarbe eine schwache und höchst unvollkommene Vorstellung erwecken. Die Anschauung würde dadurch nicht entbehrlicher. Aber auch, um Sehenden eine zutreffende Vorstellung von bestimmten Farben beizubringen, bedarf's für sie der Herbeiführung unmittelbarer Anschauungen selbst, oder, hülfswise, des Vergleichs mit allgemeiner bekannten Gegenständen in Betreff ihrer Farbe. Z. B. Willdenow's Grundriß der Kräuterkunde enthält auf Tabelle XI. die wirklichen Farben mit den beigelegten lateinischen Benennungen dafür, wie sie die Naturforschung zu ihren Zwecken sich abgegrenzt hat. Zwischen Farben und Sprachlauten besteht freilich der Unterschied, daß die letzteren der Mensch selbst mittelst seiner Sprachorgane zu erzeugen und wiederholt hervorzubringen befähigt ist. Aber eigentlich, wie die Farben, vorweisen, und dauernd fixiren kann ich zwar Zeichen für Töne (z. B. auch in der Musik); aber sie selbst keineswegs. Deshalb, so wenig eigentlich an sich mit dieser, oft auch nicht leicht zu habenden Möglichkeit gethan ist, bleibt manchmal rücksichtlich besonderer Lauteigenthümlichkeiten, die sich fast aller Beschreibung entziehen (z. B. die Schnalzlaut oder *clicks* in Südafrika), kaum etwas anderes als ein Verweis des Vernbegierigen auf die Aussprache Einheimischer übrig. Ist aber ein Laut nicht schlechthin idiosynkratisch auf die eine oder andere Nationalität eingeschränkt, sondern kehrt in einer Mehrheit von Sprachen, wenn auch unter verschiedener Schreibung versteckt, wieder: so läßt sich, indem man die einander im Werthe entsprechenden Laute und Zeichen auf das einheitliche Zeichen für sie alle im allgemeinen Alphabete zurückführt, eben so umgekehrt von diesem Normalzeichen aus Selbstlernenden von einem gegebenen Laute, um den es sich gerade handelt, eine sinnlich-faßbare Vorstellung, wennauch nicht sogleich durch sich verschaffen (denn jenes Normalzeichen ist freilich kein unmittelbarer Regulator für die Lautqualitäten, wie für Höhe und Tiefe im Besondern die Stimmgabel), so doch durch Erinnerung an das eine oder andere ihm Bekannte vermittelnd erleichtern. Man erhält nämlich durch die Normalzeichen jenes allgemeinen Alphabets alle die jeweiligen Besonderheiten der bekannteren Sprachen, welche ihnen jedesmal, als ihrem gemeinsamen Dritten ($a = A$ und $b = A$, also auch $a = b$), dem lautlichen Werthe nach gleich stehen, auch unter einander vergleichbar zu machen, eine willkommene Handhabe. Man darf überdem voraussetzen, daß neben der traditionellen schriftlichen Ueberlieferung jenes allgemeinen

Alphabets als erläuternder lebendiger Commentar eine wirkliche Wiedergabe der einzelnen Laute, die von den Schriftcharakteren festgebannt worden, auf mündlichem Wege, also eine Fortpflanzung mittelst der *viva vox*, herlaufe.

2) Ist von besonderer Wichtigkeit für den lautlichen Charakter einer Sprache das Inventar der in ihm vorkommenden Laute, sowohl a) der Quantität nach (ob also z. B. gewisse sonst übliche Laute, wie r, l, f u. s. w., fehlen, oder ungewöhnliche da sind, oder auch der eine und andere häufig vorkommt, vgl. Förstemann's Berechnungen der Art in Kuhn's Ztschr.) als b) in Betreff der Dualität z. B. nach den Gruppen, welche sie in An-, In- und Auslaut eingehen u. dgl. In ersterer Rücksicht hat sich bis jetzt Bindsel das größte Verdienst erworben (Physiologie der Stimm- und Sprachlaute, die 1. seiner Abh.). Z. B. in slawischen Sprachen das Vorwalten von Zisch- und Saufelauten, bei fast gänzlichem Mangel von Aspiraten. Im Besonderen Schmeller's Charakterisirung des Böhmisches auch von lautlicher Seite in seinem: Blick auf die nachbarliche Slawensprache in Böhmen (Münchener Gel. Anz. 1843. Nr. 116—120.). So vertheidigt er S. 11. gedachte Sprache gegen den Vorwurf der Härte und Rauheit. „Unnöthige Mühe [auf den Spruch, welcher das beweisen soll: *strez prst skrz krk* Stecke den Finger durch den Hals, zu ernsthaft widerlegend einzugehen]; denn was können einige Duzend zum Theil leicht vermeidliche Wörter im Ganzen gegen den Wohlklang einer Sprache beweisen, in welcher auf einen Consonant durchschnittlich 0,928 (während im Deutschen nur 0,483) Vokale treffen, die auf ein unbefangenes deutsches Ohr den Eindruck des Italienischen macht und dem vielleicht gesang- und musikkliebendsten Volke von Europa angehört?“

3) Eine in anderem Betracht für den Sprachforscher noch wichtigere Seite, die ich hier nur kurz berühren will, liegt in den Beziehungen der Laute unter sich, namentlich nach Homogenität (z. B. *Tenuis, Media, Aspirata* u. s. w.) oder Homorganität (*p, b, f, m* u. s. w.), und in dem ganzen auf diese Wahlverwandtschaften begründeten Lautwechsel, dem keine Sprache weder entgangen ist, noch sich in der Gegenwart völlig entziehen kann. Durch diese Verschiebbarkeit und Wandelbarkeit der Laute, welche sich jedoch fast immer in den Schranken eigentlicher Lautverwandtschaft bewegt, und überhaupt selten in wilder und sporadischer Unordnung, sondern massenweis und nach methodischen Gesetzen erfolgt, wird nämlich der primitive Werth der Laute, d. h. in seiner etymologisch-geschichtlichen Wahrheit und Ursprünglichkeit, oft so bedeutend alterirt, daß ganze Reihen von Lauten (z. B. die *Muta* im Germanischen) nicht mehr auf dem alten Flecke stehen, und mithin von der bei der Sprachschöpfung in sie gelegten ersten Be-

deutsamkeit in ungetreuester Weise abgefallen sind. An sich klar ist, wie man die Lautübergänge und ethnologischen Bezüge in dem Sprachmaterial nicht nach willkürlichem Rathen beurtheilen darf, sondern einerseits nach den physiologischen Verwandtschaftsneren der Laute unter einander, dann zweitens an der Hand der Geschichte in methodischer, und die zum Grunde liegenden Gesetze auffuchender, Weise verfolgen muß. Ich verfolge jetzt nicht weiter, von wie großer Wichtigkeit dies Verhältniß in allen ethnologischen Untersuchungen sei. Es soll hier nur flüchtig daran erinnert werden, daß der Grundsatz: Schreibe wie du sprichst zwar an sich der natürlichste ist, nichts desto weniger aber bei der Ausführung leicht auf Schwierigkeiten stößt. Ueber die Wichtigkeit der Aussprache selbst kann Streit herrschen, und so läßt sich z. B. Niemandem verbieten, etwa an Stelle des schriftlichen *st*, *sp*, wenn sein Schnabel nicht danach gewachsen ist, sein mundartliches *scht*, *schp* in der Aussprache zu setzen. Die mündliche Sprache bindet sich aber überhaupt nicht knechtisch an die schriftliche, und diese, auch wo sie streng das phonetische Verfahren erstrebt, bleibt doch immer nur der mehr oder minder treue Ausdruck einer Sprache, wie letztere zu einer bestimmten Zeit, also während der ersten Festsetzung oder nachmaligen Regelung der Schrift, in einem besonderen Sprachkreise gehört wird. Vgl. als in mancherlei Betracht hieher gehörend, die geistvolle, wennschon nur auf die jüngere Form der Devanagari, nicht auf die älteren Indischen Schreibweisen gestützte Schrift von Lepsius: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen. Berlin 1834. Freilich kann man aus der Schrift für die Lautsprache nur dann Erseckliches lernen, wenn jene nicht nur überhaupt sich mit Darstellung der Laute befaßt (worauf bekanntlich das Chinesische sich nur ausnahmsweise, wie z. B. bei fremden Eigennamen, obschon immer in sehr unvollkommener Weise, einläßt), sondern sie auch mit möglichster Treue und Schärfe (z. B. Längen und Kürzen, was im älteren Griechisch noch weniger unterschieden ward als später) wiederzugeben bemüht ist. Dieses beständigen Fluctuirens der Sprache auch in ihrem Lautkörper wegen werden nach bestimmter Zeit, so einträchtig sie von vorn herein zusammengingen, Laut und Schrift mit einander uneins. Und da man aus Gewohnheits-Gründen immer ungern daran geht, durch Correctionen der Rechtschreibung, welche keine richtige d. h. der Aussprache conforme Schreibung mehr ist, die Eintracht wieder herzustellen: so verläuft sich unmerklich die phonetische Schreibmethode in eine ethnologische, welche, unter Umständen, auch ihr Gutes hat. Man versuche es nur einmal, die Französische, dem Laute überaus entfremdete Schrift, etwa in Gemäßheit mit der phonetischen Schreibweise der Italiener, in ein, sich streng dem Laute hingebendes System der Schreibung

umzusetzen. Nicht nur, daß man hiedurch eine völlig andere Sprache glaubt vor sich zu haben (das geht mit allen Sprachen so, die ich, wie z. B. in Kapp's, übrigens um Bestimmung der Lautverhältnisse der Sprachen sehr verdienten „Physiologie der Sprache“ der Fall, wenn schon in einem noch so eng an den Laut sich anschmiegenden, doch neuen und ungewohnten Gewande, z. B. das Griechische mit Lateinischen Lettern, vor Augen bekomme): es zerreißen auch mit Abbrechen eines in der etymologischen Schrift aufbewahrten älteren Sprachstandes zugleich viele Fäden historischer Erinnerungen und Verknüpfungen. So z. B. im Französischen mit dem mütterlichen Latein; — jedenfalls ein Verlust, den man nicht zu gering anschlagen darf.

Ein von der nationalen Besonderheit hinweg zur Allgemeinheit erhobenes Alphabet*), welches hierin, unter Hinwegrückung

*) In Bunsen's *Outlines of the Philosophy of Universal History, applied to language and religion 1854.* enthält der II. Bd. die Londoner Verhandlungen über den Gegenstand, und als deren Resultat sind darin zwei, freilich unter sich auseinander gehende Arbeiten abgedruckt. Nämlich 1) Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Uebertragung fremder Schriftsysteme und bisher noch ungeschriebener Sprachen in Europäische Buchstaben. Von R. Lepsius. Berl. 1854. 67 S. 8. und 1855. 64 S. 8., und 2) *Proposals for a Missionary Alphabet, submitted to the Alphabetical conferences held at the residence of Chevalier Bunsen in January 1854.* By Max Müller. Lond. 1854. 53 pagg. 8. Der Graf Volney hatte sich schon früher eifrig mit Verwirklichung des Gedankens herumgetragen und beschäftigt. Zu dem Ende hinterließ er denn auch ein allen Linguisten wohl bekanntes und von ihnen dankbarlichst anerkanntes Legat, wodurch eine jährliche Preisvertheilung zu Paris gestiftet worden, welche Anfangs sich enger an das gestellte Problem des Stifters hielt, nachmals aber heilsamer Weise in der Linguistik überhaupt hervorragende Arbeiten belohnte. Man sehe über die einschlägigen Werke der beiden Bibliothekare Joseph v. Scherer und A. C. Schleiermacher, welche den Volney'schen Preis im ursprünglichen Sinne davon trugen, Schmelzer in den Münchener Gel. Anz. 1842. Nr. 80—83. S. 10 fg. Auch verdient der *Essai de Transcription générale in F. G. Eichhoff Parallele des langues de l'Europe et de l'Inde.* Paris 1836. 4. Erwähnung. — Desgleichen ein, freilich nicht ganz in der gleichen Richtung liegendes Buch: Ueber den Druck Sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag von Herm. Brockhaus. Leipz. 1841. 8., das von mir A. L. Z. 1841. Sept. Nr. 163—164 ausführlicher besprochen ist. Ich habe dort nachgewiesen, daß zum Behufe von Transcriptionen viererlei Mittel möglich sind, die man auch sämmtlich in Anwendung gebracht findet. Nämlich 1) das, wenn demselben unveränderten Buchstaben ein verschiedener lautlicher Werth untergelegt wird; 2) diakritische Unterscheidung eines alten Zeichens, (eine besonders den Böhmen geläufige Methode); 3) Combination mehrerer Zeichen, (wie bei Polen, Russern, Krainern u. s. w.); und endlich 4) völlig neuer Zuwachs. —

nachsprechen kann, obſchon doch, oder vielmehr weil, in den Ziffern der Laut ganz außer dem Spiele bleibt; und es iſt bekannt, wie ſelbſt der große Leibnitz eine der mathematiſchen analoge Zeichenſprache in weiterem Umfange zu heuriftiſchen Zwecken in Gang zu bringen den Plan hatte. Der Hauptübelſtand bleibt nur der, daß Erlernung und geläufige Ausübung einer ſolchen künstlichen Schriftſprache vielleicht um das Doppelte ſo viel Zeit*) erforderte, als Erlernung einer Sondersprache, wie Latein, Franzöſiſch oder Engliſch, die, eben weil wirkliche und natürliche, keine gemachte Sprachen, ſicher doch dem erſtrebten Zwecke allgemeiner Verſtändlichkeit beſſer entſprechen, als jene, zum Theil mit vielem Scharfſinn erdachten Methoden der Alſchrift. Hauptſächlich muß dieſe auch mit an dem Umſtande ſcheitern, daß Leute, die verſchiedene Sprachen reden, von ſolch einer allgemeingültigen Schreibmethode doch in vielen Punkten gerade die Beſonderheiten ihrer Sprache, auch ſolche, die mit dem Laute nichts zu thun haben, als z. B. Wortſtellung, erwarten, und, hierin getäuſcht, ſich ſehr bald von dieſem Project mißvergülig abwenden würden. Geſetzt auch, es lernte z. B. Jemand die Chineſiſche Schrift **) bloß mit dem

*) Um davon ſich raſch zu überzeugen, nehme man nur etwa: Paſigraphie oder Anfangsgründe der neuen Kunſtweiſſenſchaft, in einer Sprache Alles ſo zu ſchreiben und zu drucken, daß es in jeder andern ohne Ueberſetzung geleſen und verſtanden werden kann. Erfunden und verfaßt von J*** von M***, ehemaligen Infanterie-Major in Deutschland. Zu Paris 1797. 4.

) Die Natur derſelben kannte ſchon Leibnitz T. VI. P. 2. pg. 197, wo er ſie in einem Briefe an den Vaterunſer-Sammler J. Chamberlayne ſo beſchreibt: *Postremò Sinenses ipsi tanquam alterius orbis homines et linguam habent et scripturam toto coelo a nostris diversas. Lingua eorum verbis constat paucis, sed veluti Musico cantu mirificè variatis: scriptura autem ad pronunciationem planè non refertur, sed ad ipsos rerum significatus. Unde eadem scriptura à diversis non in diversis tantum linguis, sed in eadem etiam linguà diversèmodè legi potest, ita ut verbum verbo (vel potius notà) non reddatur. Et eam ferè in modum Chymici apud nos suos quos vocant processus, suasque formulas scribunt, nisi quod passim vocabula linguæ quisque suæ admisceat. Eundem in modum Petrus Herigonus ex Societate Jesu cursum mathematicum dedit, qui apud diversas gentes legi posset. Japanenses certè Sinensium notis utuntur, etsi diversissima sit lingua (z. B. iſt das Japanische mehrſylbig, nicht, wie das Chineſiſche, einſylbig). Vgl. weiter z. B. Endlicher Chines. Gramm. S. 24 fg. und Steinhil Grammatik, Logik und Psychologie S. 156 fg. Vgl. auch Duponceau in Zeiſbergers Delaware-Gramm. p. 7., welcher mit Bezug darauf angibt: *We no longer believe it to be an original written language, unconnected with and independent of speech, conveying ideas immediately to the mind, and which may be read in all the different idioms of the earth. Philology

aller lokalen und nationalen Sondergötter dem allgemein gewordenen Glauben an den Einen und nur Einen Christengott gleiche, ist nicht mit einem völlig andern Dinge zu verwechseln: mit der Pasiographie*), welche nicht, wie jenes, gegebene Sprachen bloß graphisch getreu wiederzugeben, sondern gewissermaßen selbst eine, von aller Lautbesonderung**) entbundene und für Leute aller Völker und Sprachen verständliche Schrift-, oder Gestalt-, Sprache zu schaffen bemüht ist. Daß dergleichen unter Umständen möglich, zeigt das Beispiel der sog. Arabischen (eig. Indischen) Ziffern, welche jedes Volk mit den, in seinem Idiome üblichen Zahlwörtern

Von dem durch Weijers aufgestellten Umschreibungssysteme, das sich indeß nur auf die Semitischen Sprachen bezieht, urtheilt Ruediger A. L. Z. Jan. 1846. S. 190.: „Dasselbe hat viel Consequenz und ist im Allgemeinen treffend, doch für unsre Druckereien zur Zeit noch zu beschwerlich und im Einzelnen auch nicht so untadelhaft, daß man sich für allgemeine Annahme desselben entscheiden möchte, so sehr auch eine größere Uebereinstimmung in diesem Punkte zu wünschen wäre.“

*) Vgl. vor Allem zuerst Leibniz (Opp. T. II. p. 373. ed. Dutens) in Betreff der *Scriptura universalis, i. e. cuique legenti, ejusque linguae perito intelligibilis, qualem hodie complures viri tentarunt.* Ferner in J. S. Vater's Schrift: *Pasiographie und Antipasiographie.* Leipz. 1799. Desgleichen in: Dessen Versuch einer allg. Sprachlehre. Halle 1801. das Kapitel: *Verwendung der allgem. Sprachlehre für Pasiographie* S. 268 fg., und die Literatur hierüber S. 287—289. Sogar noch Wien 1848. 4.: Steph. Wiehievich, *Pangraphie oder Universalchrift.* Eine neue für alle Welt verständliche und brauchbare Kunst. Auch von Demselben: *Pangrafia ovvero scrittura universale. Arte nuova cosmopolitica.* Vienna. 4to. Siehe auch Chr. Fr. Eichhorn *Semiologica ex princip. arithmograph. repetita.* Gott. 1826., und Karl Chr. Fr. Krause, *Abriß des Systems der Philosophie.* 1ste Abth. Gött. 1825. S. 61 fg. — Ich will übrigens an ein sehr zeitgemäßes Wort von Duponceau (Zeisberger's Delaware-Gramm. S. 13.) erinnern: „It is astonishing to see what efforts have been made by men of superior as well as those of inferior talents, to discover the origin of human speech, to trace an original or primitive language in those which now exist, to invent a universal or philosophical idiom, a universal grammar, a universal alphabet, and so many other universals, while the particulars are yet to be learned.“

**) „Wenn es erfreuen kann, daß gerade die Nation, welche in ihrem ganzen Wesen, und so namentlich in ihrer Sprache, die beiden großen Elemente der neueren Civilisation, das romanische und das germanische, vereinigt, alle, auch die entlegensten Parzellen des Erdballs mit dem Reize ihres Einflusses umspannt, so darf vielleicht betrüben, daß die Mittel, die gerade dieser Sprache zur Bezeichnung ihrer und irgend anderer Laute zu Gebote stehen, unter die minder bestimmten und zureichenden gehören, und daß sich allem, was sie uns bringen an Namen und an Bestandtheilen aus Sprachen, die nicht auf europäische Art oder noch gar nicht geschrieben werden, für jedes nicht eben englisch gewöhnte Auge und Ohr das unsichere Schwanken dieser Träger mitgetheilt findet.“ Schmeller a. a. D.